

Das paradoxe Individuum

Reflexionen über die Probleme des methodischen Individualismus

Christoph Asmuth

Die Welt ist kompliziert. Das liegt an uns – denn wir passen nicht ganz in diese Welt, obwohl wir ganz von dieser Welt sind. Der Rest der Welt ist stumm und redet nicht. Erst wir fragen, suchen und untersuchen. Wir sind für uns selbst ein Rätsel und projizieren unsere Rätselhaftigkeit auf die Dinge, die uns begegnen. Wir bringen die Welt zum Sprechen – durch unsere Sprache, unsere Formeln –, wir zwingen die Welt zu antworten, und oft genug verstehen wir die Antworten kaum. Weil das so ist seit der Zeit, als wir zu Bewusstsein gekommen sind, wird uns auch die Welt immer mehr zu einem Rätsel. Die Welt war schon immer kompliziert – aber die Fragen vermehren sich unaufhörlich, sobald wir neue Antworten gefunden haben.

Nun tritt die Philosophie auf den Plan. Beim Versuch, die ein oder andere Schwierigkeit zu klären, macht sie alles noch komplizierter. Schon der Sokrates des antiken Athen nervte seine Mitbürger durch ununterbrochenes Fragen.¹ Er verwirrte die Geister und stiftete intellektuelle Unordnung: ein unerträglicher Provokateur der Gewohnheit und des Alltäglichen, ein hartnäckiger Verfolger alles Flachen und Gewöhnlichen, alles dessen, was man nur so sagt, ohne es ganz genau zu wissen. Und die Krönung des Ganzen war seine Behauptung, er selbst, der diese Verwirrung der Geister auf die Spitze trieb, wisse selbst erst

1 Vgl. Pleger 1998; Altrichter – Ehrensperger 2010; Böhme 1992; Figal 2006; Martin 1967; Vlastos 1991.

recht *nichts* und sei der Kompliziertheit der Probleme, die er selbst aus seinen Gesprächspartnern herausgekitzelt habe, völlig mittellos ausgesetzt.

Einer solchen Disziplin² ist zuzutrauen, dass es ihr Lust bereitet, Verwirrung zu stiften. Tatsächlich ist die Philosophie, und das durchaus in sokratischer Tradition, Sachwalterin des Komplizierten. Sie sorgt – ihrem Selbstverständnis nach – für Verwirrung. Die Störung des glatten Laufs der Dinge, Ruhestörung, ist ihr Anliegen. Damit folgt sie der Überlegung, dass die Probleme zahlreicher und größer sind als die Möglichkeiten, sie zu lösen. Es ist ein Zeichen der Moderne, den Komplexitätsdruck der Welt durch Simplifizierungsstrategien zu unterlaufen, eine schlechte Folge gutgemeinter Aufklärung. Man spürt sie heute überall, vor allem wenn sie medial gewendet sind. Die Simplifizierung des Komplexen richtet sich in gewisser Weise gegen die Wissenschaften, die ja schließlich von und mit ihren Problemen leben müssen. Und so ist die streitbare Philosophie, indem sie für die Komplexität der Welt und der Welt des Wissens eintritt, zugleich eine Verteidigerin des Wissens, der Wissenschaften und der Komplexität der Welt.³

Allerdings kann sie nicht verhehlen, dass sie auch die Unwissenheit des Sokrates im Gepäck hat. Sie ist und bleibt eine Disziplin für Dilettanten. Das gesunde Halbwissen ist ihr Geschäft; sie weiß nichts so ganz genau, aber redet unaufhörlich mit. Gerät sie zu sehr ins Schwätzen, muss sie die Verwirrungsstrategie auf sich selbst anwenden, um sich durch Vergrößerung der Verwirrung vom ungesunden Halbwissen zu reinigen. Ein solches Purgatorium ist bisweilen mehr als notwendig, denn die Philosophie steht manchmal selbst bei der Simplifizierung des Komplexen in der ersten Reihe. Nun also zum ›Individuum‹!

Die für ihren schwarzen Humor, ihre subtilen Albernheiten und philosophischen Späße bekannte britische Komikertruppe Monty Python erlaubte sich in einem ihrer Spielfilme, dem *Das Leben des Brian*, einen mächtigen, tiefgründigen philosophischen Scherz. Von selbsternannten Jüngern verfolgt, versucht Brian die Menge zu überzeugen, ihm nicht einfach kritiklos nachzurennen und nachzubeten. Natürlich geht das auf absurde Weise schief. Brian ruft empört aus dem Fenster von oben herab:

2 Vgl. allgemein Mojsisch – Summerell 2002.

3 Vgl. im vorliegenden Zusammenhang Poser 2008.

- Ihr seid doch alle Individuen.
- Ja! Wir sind alle Individuen!
- Und ihr seid alle völlig verschieden!
- Ja! Wir sind alle völlig verschieden!
- Ein Einzelner aus der Menge:
- Ich nicht!

Nun ist es sicherlich nicht besonders charmant, Witze zu erklären, bekanntlich verlieren sie dann ihren Witz. Dennoch möchte ich hier einige philosophische Bemerkungen anschließen. Diese Episode zeigt zunächst einige begriffliche Besonderheiten des Begriffs ›Individuum‹ auf und kann illustrieren, weshalb das Individuum unter einer gewissen Perspektive ein paradoxer Begriff ist.⁴ Mit dem Individuum meint man den Einzelnen. Der Einzelne zeichnet sich dadurch aus, dass er von allen anderen völlig verschieden ist. So heißt es schnell: »Wir sind doch alle anders.« Abgesehen von dem performativen Widerspruch, der eintritt, wenn ein Einzelner wie in dem Monty Python-Sketch leugnet ein Einzelner zu sein, entsteht auch die Ambivalenz, dass das ›Individuum‹ ein Allgemeinbegriff ist, dass das Individuum zugleich das uns allen Gemeinsame, das Allgemeine darstellt. Wenn wir jemandem zusprechen, ein Individuum zu sein, sagen wir etwas sehr Allgemeines über ihn aus. Denn schließlich sind wir alle Individuen, obwohl wir alle anders sind: Wir zeichnen uns dadurch aus, dass wir von allen Anderen verschieden sind. Aber *alle* Einzelnen sind von *allen* Einzelnen verschieden, sodass diese Verschiedenheit niemanden besonders auszeichnet.⁵ Es ist gerade unsere Verschiedenheit, die wir alle gemeinsam haben. Diese Eigenschaft, die Verschiedenheit-von-Anderen, ist gerade das, was allen gemeinsam ist. Wir sagen also auch mit der Verschiedenheit, die uns von allen anderen unterscheidet, etwas ganz Allgemeines aus.

Insofern sagt derjenige, der ›Ich nicht‹ sagt, sogar auf paradoxe Weise die Wahrheit. Wenn es allen gemeinsam ist, dass sie jeweils ein Individuum sind und dass sie von allen anderen völlig verschieden sind, dann ist derjenige, der sich von allen anderen *nicht* unterscheidet, gerade der, der sich von ihnen am meisten unterscheidet. Denn er unterscheidet sich gerade durch seine Un-unterschiedenheit von allen

4 Vgl. zur begrifflichen Einbindung Asmuth 2007.

5 Vgl. Luhmann 1997, S. 1018.

anderen, die darin übereinkommen, voneinander völlig verschieden zu sein. Insofern ist gerade der, der sich von allen anderen nicht unterscheidet, das einzige Individuum, weil er sich nämlich von allen anderen aufgrund seiner Un-unterschiedenheit radikal unterscheidet. Man muss hier paradoxerweise schließen, dass gerade der Nicht-Andere wahrhaft einzigartig ist.⁶

Aber genug der begrifflichen Spielereien! Hier lässt sich jedenfalls lernen, dass das Individuum offensichtlich auch ein Allgemeinbegriff ist. Und wie alle Begriffe trifft er auf vieles, ja auf alles Einzelne zu. Offensichtlich gibt es einen Ebenenwechsel zwischen der sprachlichen Bezeichnung eines Einzelnen als Individuum und der notwendigen Allgemeinheit seiner Verwendung. Wenn wir also den Begriff des Individuums verwenden, dann müssen wir uns darüber klar sein, dass wir uns auch dann im Medium des Allgemeinen befinden. Klassischerweise führt das zu der Formel »Individuum est ineffabile«, derzufolge sich gerade das Einzelne der im Allgemeinen operierenden Sprachlichkeit entzieht, eine Einsicht, welche sich bereits in der *Metaphysik* des Aristoteles findet, der behauptete, es könne keine Wissenschaft vom Einzelnen geben.⁷

Das ›Individuum‹ ist ein Konzept, das als wissenschaftstheoretische Größe erst relativ spät in der westlichen Wissenschaftsgeschichte entwickelt wird. Das liegt nicht daran, dass man das Konzept ›Individuum‹ nicht kannte; es hatte vielmehr bereits eine wichtige Rolle im Zusammenhang der Logik und, wie gesehen, in der *Metaphysik* des Aristoteles. Die ganze Atomistik der Antike speist sich aus dem Gedanken des ›Individuums‹. Vielmehr ist es das Komplement des Individuums, das eine eigenständige Entwicklung genommen und eine Veränderung des Begriffs ›Individuum‹ erfordert hat. Neben die Gattung (in der antiken *Metaphysik*), das Aggregat oder das Kollektiv tritt nämlich vor allem das Modell. Anders als bei der Beziehung von Gattung und Einzelnem ist das Modell selbst ein Einzelnes. Dabei symbolisiert und konkretisiert das Modell das Individuum. Zugleich unterscheidet es sich aber signifikant vom Individuum. Es soll das Individuum repräsentieren und seine ›Wahrheit‹ soll sich im Einzelnen wiederfinden. Die Anatomie ist in den Humanwissenschaften meines Wissens die

6 Vgl. Mojsisch 1991.

7 Aristoteles, *Met.* 7,4.

erste Disziplin, die lebhaften Gebrauch von Standardmodellen macht.⁸ Im Hintergrund liegt die Annahme, dass sich individuelle Eigenschaften, hier des menschlichen Körpers, mit allgemeinen, begrifflichen Beschreibungen, die im Modell konkretisiert sind, zur Deckung bringen lassen. Das Modell kann im und anhand des Einzelnen aufgefunden werden. Die philosophische Theorie, die diesen Übergang des sinnlich-konkreten Individuums mit begrifflichen Instrumenten leistete, ist mit dem Werk und Wirken von Leibniz eng verbunden. Seine Monadologie liefert den metaphysischen Schlüssel für eine Theorie der Komensurabilität von Individuum und Allgemeinheit.

Diese Tendenz bleibt der Neuzeit und der Moderne trotz schwerer skeptischer Krisen zu eigen. Allerdings zeigt sich auch eine gegenläufige Entwicklung: Die Individualität wird gegen die Zumutung von Begriffen und Modellen verteidigt.⁹ Dies geschieht vor allem im Namen der Persönlichkeit. Kunst, Religion, aber auch die Philosophie verdanken sich keineswegs, so die Argumente, einer modellhaften Rationalität. So opponiert eine ganze Generation von Intellektuellen gegen die auch politische Vereinnahmung des Individuellen durch das Allgemeine, etwa Goethe, Schelling, Herder sowie die Romantiker.

Zugleich muss man betonen, dass dieses Modellieren eine Abstraktion bedeutet. Nach Herbert Stachowiak, der in den 70er Jahren eine *Allgemeine Modelltheorie* vorgelegt hat,¹⁰ müssen bei einem Modell mindestens drei Merkmale vorhanden sein: eine Abbildungsfunktion, durch die sich das Modell auf die Wirklichkeit bezieht und insofern durch Repräsentation oder theoretische Rekonstruktion Relevanz für die Realität besitzt; ferner eine Reduktionsfunktion, der gemäß nur die in einer Forschungsperspektive relevanten Eigenschaften eines Objekts im Modell repräsentiert werden (Verkürzung); schließlich eine Kontextfunktion, durch die ein Modell in einen wissenschaftlichen Fragehorizont eingebettet ist und der endlich eine wichtige Rolle dafür spielt, wie wir ein Modell interpretieren und erschließen. Abgesehen davon, dass diese Theorie in vielfacher Hinsicht zu ergänzen und in Bezug auf verschiedene Disziplinen feinkörniger zu illustrieren wäre, stört auch der realistische Einschlag dieser Modelltheorie, der sich in

8 Vgl. die Illustrationen in Andreas Vesalius' *De humani corporis fabrica* (1543).

9 Vgl. etwa bei Martin Heidegger oder Emmanuel Levinas.

10 Stachowiak 1973. – Zum Modellbegriff neuerdings: Abel 2008, Gil 2008, Mahr 2008.

der Abhängigkeit des Modells von einer vorgegebenen Wirklichkeit manifestiert und der eine Beziehung der Ähnlichkeit stiften soll, die zwischen Welt und Modell vermittelt. Trotzdem kann durch diese Theorie ein grundsätzlicher Zugang zur Modellhaftigkeit gefunden werden, etwa in Bezug auf das Modell des Standardmenschen.

In zahlreichen modernen Wissenschaften gehört es indes zu den unhintergehbaren Voraussetzungen, dass alle wissenschaftlichen Erkenntnisse vom Individuum auszugehen haben. Das ist eine gegenüber tradierten Vorstellungen gänzlich veränderte Sichtweise, die zwar nun nicht das Gegenteil behauptet, nämlich es gebe eine Wissenschaft des Einzelnen, aber doch den Akzent auf einen Primat des Individuums setzt. Paradigmatisch sind hier sicherlich die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, die Volkswirtschaftslehre und die Lebenswissenschaften zu nennen. Grundsätzlich verfahren diese Wissenschaften dann nach einem methodischen Individualismus, wenn sie Phänomene allgemeiner Natur durch das individuelle Handeln Einzelner erklären.¹¹ In der Medizin und der Ökonomie setzen sich in der Moderne modellierende Verfahren durch.¹² Von Einzelbefunden und -untersuchungen ausgehend wird auf Eigenschaften geschlossen, die eine modellhafte Bedeutung haben sollen. Das ist ein starker methodischer Individualismus, der anders als bei Leibniz keine rationalistischen Annahmen macht, sondern vorwiegend mittelst statistischer Verfahren operiert. Dabei gilt ihnen das Individuum als methodologisches Atom, das insofern die übergeordneten Bewegungen, etwa in einer Gesellschaft oder in einem Wirtschaftsraum, erklären soll. In der Ökonomie ist es das rational zwischen verschiedenen Optionen, etwa wirtschaftlichen Entscheidungen, wählende Individuum, aus dem letztlich gesamtwirtschaftliche Prozesse abgeleitet werden.

Dieses Individuum ist nun anders positioniert als das in die Paradoxie führende skurrile Individuum, das uns der Monty Python-Sketch vorgestellt hat. Dieses Individuum ist ein Konstrukt, das aus methodischen Gründen notwendig angenommen wird, damit allgemeine Prozesse erklärt werden können. Im Hintergrund liegen sowohl spieltheoretische wie statistische Großtheorien, die es – im Verein mit systemtheoretischen Überlegungen – ermöglichen, konkrete Aussagen und Prognosen über soziale und wirtschaftliche Bewegungen zu tref-

11 Vgl. Lenk 1977; Udehn 2002; Elster 1982; Lukes 1968; Parsons 1937; Udehn 2001.

12 Vgl. Guckelsberger 2006.

fen.¹³ Es geht dabei also keineswegs um eine Erklärung des Individuums, etwa des individuellen Menschen mit der konkreten Fülle seiner Eigenschaften, sondern um ein Allgemeines, das als Aggregat von Einzelnen vorgestellt wird, wobei der Einzelne gerade nicht als essenzielles Wesen gedacht wird, sondern nur methodisch mit bestimmten Eigenschaften postuliert wird.

Diese theoretische Grundanlage ist enorm erfolgreich. Häufig benutzt man statistische Untersuchungen. Sie führen zu einer Modellierung bestimmter Eigenschaften. Die Verallgemeinerung gelingt dabei durch eine mathematische Darstellung von Häufungen. Das betrifft zentral auch die Beschreibung einer pharmazeutischen Wirkung und deren Eigenschaften, etwa Sicherheit, Nebenwirkungen, Wirkungsgrad, Dosis-Wirkung-Beziehung und Wechselwirkungen mit anderen Wirkstoffen. Das Allgemeine ist hier nicht ›Begriff‹ im strengen und traditionellen Sinne, sondern nur eine statistisch extrapolierte Eigenschaft. Wenn das derart konstruierte Modell jedoch keine substantielle Beziehung zum Individuum hat und auch keinen konzeptualistischen Realismus darstellt, bleiben Rückübertragungen modellierter Eigenschaften auf Individuen ihrer Geltung nach unterbestimmt.

Das ist ein ganz gewöhnlicher Weg der Abstraktion. Ausgehend von einem konkret vorliegenden Untersuchungsgegenstand wird durch gezielte Reduktion von Eigenschaften ein Modell erstellt, dessen Stärken, wie in der Anatomie, in seiner Rückkopplung mit dem Individuum bestehen sollen. In dieser Konstruktion verbirgt sich aber ein untauglicher Begriff der Anwendung. Denn diese Vorgehensweise suggeriert, dass durch Abstraktion nicht nur ein tragfähiges Modell entsteht, sondern dass der Vorteil dieses Modells in seiner Anwendung bestünde. Man reduziert und verkürzt das Bild des Menschen auf die für eine Untersuchung relevanten Eigenschaften, etwa um einen gewissen Erklärungsrahmen für die pharmazeutische Wirkung von Substanzen zu erhalten. Man denkt dann, jetzt ließe sich der Erklärungsrahmen auf ein Individuum anwenden, indem man die Wirkungszuschreibung als tatsächliche Wirkung der Substanz am Individuum beobachten möchte. In diesem Kreislauf treten nun Schwierigkeiten auf, weil in die Modellierung noch ganz andere Voraussetzungen mit eingehen, als in der Vorstellung einer bloßen Reduktion enthalten sind.

13 Vgl. Albert 1959.

Wie bei der Modelltheorie von Stachowiak angemerkt, ist bereits die einseitig realistische Vorstellung, es läge ein konkreter, individueller Forschungsgegenstand zu Grunde, in der Regel unzutreffend. Die Standards, die in ihrer Summe den Standardmenschen bilden, sind geronnene Untersuchungsergebnisse, also Daten, die durch Messungen erhoben und durch weitere Operationalisierungen in ein Schema integriert worden sind. Auf diese Weise ergibt sich ein Tableau von Normal-, Grenz- und Schwellenwerten der für relevant gehaltenen Parameter. Fragt man nun aber genauer nach, wie individuell denn der konkrete Untersuchungsgegenstand gewesen ist, so bemerkt man schnell, dass man nicht einen Menschen untersucht hat, sondern dessen Blut, Urin, Zellen und dergleichen mehr. Auch wurden diese Körperflüssigkeiten und -materialien nicht direkt untersucht, sondern mithilfe von Maschinen, die unter einer reduzierten Perspektive nur einen gewissen Aspekt des benutzten Materials zur Datenerhebung auswerten. Daraus lässt sich schließen, dass bereits das zugrundeliegende Individuum ein Modell war, also ein ganz und gar nicht individuelles Individuum, sondern ein partikuläres, bereits nach bestimmten Schubladen aufgespaltenes, nach bestimmten Perspektiven und Untersuchungsmethoden aufgefächertes Individuum. Also nicht nur das Standardmodell des Menschen ist ein reduziertes, abbildhaftes Modell eines wirklichen Menschen, bereits das Ausgangsmaterial, von dem her das Standardmodell des Menschen entwickelt wird, ist reduziert.

Es zeigt sich daran die paradoxe Schwäche des methodischen Individualismus: Es ist keineswegs nur das Allgemeine, dessen Fraglichkeit früheren Modellen so oft Schwierigkeiten bereitete, sondern auch das methodisch reduzierte Individuum selbst, das sich nun als Objekt den Rückschlüssen entzieht. In Bezug auf die Pharmazie erscheint zunächst die Wirkung als das Allgemeine, hervorgerufen durch eine von außen induzierte Substanz, als deren Resultat eine Veränderung des Körpers erfolgen soll. Diese Wirkung ist das Allgemeine, weil sie unabhängig von der individuellen Konstitution des Körpers festgesetzt und beschrieben wird. Zwar können hier Einschränkungen geltend gemacht werden, wie beispielsweise Gewicht, Geschlecht, aber auch genetische Veranlagung u. Ä. Die Zuschreibung einer Wirkung zu einer Substanz macht nur Sinn, wenn diese Wirkung als allgemeine gedacht wird. Gesetzt den Fall, es könnte eine individuelle Medikation hergestellt werden, die ihre Wirkung nur bei einer Person hervorrufen könnte, dann würde man die Wirkung nicht der eingenommenen Substanz

allein zuschreiben, sondern nur der Substanz *und* der Person, die so gesehen ein nicht dividierbares Ganzes ausmachen, also in dieser Perspektive *ein* Individuum sind. In einer individualisierten Medizin müsste folglich eine Wirkungszuschreibung an eine Substanz äußerst schwierig werden. Die Wirkungszuschreibung ist nämlich eine abstrahierende Verallgemeinerung und daher gerade nicht individuell.

Aber nach den vorhergegangenen Ausführungen ist dies gar nicht das Hauptproblem. Bereits die Feststellung einer bestimmten Wirkung gelingt nur, weil man die Eigenschaften der Individuen, an denen Wirkungen erprobt, gemessen und beurteilt werden, bereits methodisch reduziert hat, etwa dadurch, dass nur bestimmte Parameter auf Veränderungen hin untersucht wurden. Es ist also bereits bei der Konstruktion dessen, was als Wirkung letztlich festgestellt werden soll, eine Modellierung am Werk. Das Individuum, von dem die Wirkung abstrahiert werden soll, ist nicht individuell. Insofern entzieht sich beim methodischen Individualismus gerade das konkrete Individuum der wissenschaftlichen Perspektive.

Nun bleibt nur noch übrig zu fragen, ob dies tatsächlich einen Mangel ausmacht. Ich muss gestehen, dass ich dem methodischen Individualismus gegenüber misstrauisch bin. Zwar kann wohl niemand bestreiten, dass diese methodischen Vorentscheidungen für ein modelliertes Individuum in einigen Disziplinen zu erfolgreichen Großtheorien herangewachsen sind. Dennoch lässt sich eine grundlegende Schwäche nicht übersehen. Sobald diese Theorien auf wirkliche Individuen angewendet werden, ergeben sich nahezu unlösbare Probleme. So wurde etwa die Rationalwahltheorie der Nationalökonomien auf die Familienplanung angewandt. Es wurde untersucht, unter welchen ökonomischen Bedingungen ein methodisch modelliertes Individuum sich für die Gründung einer Familie entscheidet. Da für ein solches Individuum allein rationale Kriterien für eine Wahl zur Verfügung stehen, sind die Ergebnisse derartiger Überlegungen meist wirklichkeitsfremd und absurd. Ein Methodenarsenal, das in der Makroökonomie zu mehr oder weniger tauglichen Vorhersagen in der Lage ist und großes Erklärungspotential besitzt, scheitert, sobald es um wirkliche Individuen und deren Entscheidungen geht.

Solange der methodische Individualismus einzig zur Erklärung z. B. von Handlungen herangezogen wird, führt die Konsequenz eines Fehlers auch bloß zu einer falschen Erklärung. Anders stellte sich das bei Wissenschaften dar, die in das Leben von Personen eingreifen, so in

der Medizin oder in der Pharmazie. Nicht ohne Grund sind die Anforderungen an die Arzneimittelsicherheit enorm hoch. Hier hat man aus Fehlern und Katastrophen der Vergangenheit gelernt. Auch hier gilt: Der methodische Individualismus ist heute noch das Mittel der Wahl, wenn es darum geht, Substanzen auf ihre Wirkungen hin zu untersuchen; verständlich ist aber, dass man sich eine individuelle Therapie wünscht, die das konkrete Individuum in seiner nicht modellierten Form zum Ausgangspunkt nimmt. Gerade in Bezug auf Krebs oder Erbkrankheiten scheinen sich große Möglichkeiten zu eröffnen, wenn die Medizin stärker das Individuum in den Mittelpunkt stellt.

Es kann aber durchaus sein, dass sich auch dieser Weg als schwierig und nicht generalisierbar erweist, dies nicht allein deshalb, weil uns die finanziellen Ressourcen dafür nicht zur Verfügung stünden. Es kann auch sein, dass der Mensch nicht so einzeln ist, als dass er völlig isoliert untersucht und therapiert werden könnte. Was bei einem Beinbruch relativ schnell individuell geklärt ist, mag bei psychischen Störungen äußerst schwierig sein. Das gebrochene Bein gehört nur einem Einzelnen, psychische Störungen greifen aber in das Feld interpersonaler Beziehungen aus. Hier kann es sehr schwierig werden, mit einem Konzept einer individualisierten Medizin nur einen Einzelnen pharmazeutisch zu behandeln, weil die Krankheit, wie immer dieser Terminus im Einzelfall bestimmt sein mag,¹⁴ möglicherweise gar nicht individuell, sondern interindividuell situiert ist. In jedem Fall aber bleibt das Individuum eine rätselhafte Größe. Ob es wirklich eine Wissenschaft des Einzelnen geben kann, darf man mit Aristoteles aber weiterhin bestreiten, denn die völlige und einmalige Individualität erklären zu wollen, mündet in ein Paradoxon.

Literatur

- Abel, Günther: »Modell und Wirklichkeit.« In: (Hg.) Dirks, Ulrich – Knobloch, Eberhard: *Modelle*. Berlin 2008, S. 31-46.
- Albert, Hans: »Der logische Charakter der theoretischen Nationalökonomie.« In: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik* 171 (1959), 1ff.
- Altrichter, Rudolf – Ehrensperger, Elisabeth: *Sokrates*. Stuttgart 2010.

¹⁴ Vgl. Asmuth 2012.

- Asmuth, Christoph: »Wie das Subjekt aufs Fahrrad kommt.« In: (Hg.) Stache, Antje: *Fahrrad – Person – Organismus. Zur Bedeutung technischer, philosophischer und sozialwissenschaftlicher Konstruktionen in ihrer Beziehung zur Körperlichkeit des Menschen*. Frankfurt a. M. 2007, S. 79-95.
- Asmuth, Christoph: »Das Konzept ›Gesundheit‹ und seine Probleme aus philosophischer Sicht.« In: (Hg.) Ketelhut, Kerstin – Prchal, Katarina – Stache, Antje: *Gesundheitsförderung zwischen individuellem Anspruch und gesellschaftlicher Verantwortung. Beiträge zur Gesundheitsförderung in ausgewählten Feldern*. Hamburg 2012, S. 161-175.
- Böhme, Gernot: *Der Typ Sokrates*. Frankfurt a. M. 1992.
- Boudon, Raymond: »The individualist tradition in sociology.« In: (Hg.) Alexander, Jeffrey C. u. a.: *The Macro-Micro-Link*. Berkeley 1987, S. 45-70.
- Elster, Jon: »The Case for Methodological Individualism.« In: *Theory and Society* 11 (1982), 453-482.
- Figal, Günter: *Sokrates*. München 2006.
- Gil, Thomas: »Modelle des Menschen.« In: (Hg.) Dirks, Ulrich – Knobloch, Eberhard: *Modelle*. Berlin 2008, S. 75-81.
- Guckelsberger, Ulli: »Das Menschenbild in der Ökonomie – ein dogmengeschichtlicher Abriss.« In: (Hg.) Rump, Jutta u. a.: *Employability Management. Grundlagen, Konzepte, Perspektiven*. Wiesbaden 2006, S. 187ff.
- Lenk, Hans: »Der methodologische Individualismus ist (nur?) ein heuristisches Postulat.« In: (Hg.) Eichner, Klaus – Habermehl, Werner: *Probleme der Erklärung sozialen Verhaltens*. Meisenheim 1977.
- Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2. Bde., Frankfurt a. M. 1997.
- Lukes, Steven: »Methodological Individualism Reconsidered.« In: *The British Journal of Sociology* 19 (1968), H. 2, 119-129.
- Mahr, Bernd: »Ein Modell des Modellseins – Ein Beitrag zur Aufklärung des Modellbegriffs.« In: (Hg.) Dirks, Ulrich – Knobloch, Eberhard: *Modelle*. Berlin 2008, S. 187-216.
- Martin, Gottfried: *Sokrates*. Hamburg 1967.
- Mojsisch, Burkhard: »Nichts und Negation. Meister Eckhart und Nikolaus von Kues.« In: (Hg.) Mojsisch, Burkhard – Pluta, Olaf: *Historia Philosophiae Medii Aevi. Studien zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Festschrift für K. Flasch*. Bd. II, Amsterdam/Philadelphia 1991, S. 675-693.
- Mojsisch, Burkhard – Summerell, Orrin F. (Hg.): *Die Philosophie in ihren Disziplinen. Eine Einführung. Bochumer Ringvorlesung Wintersemester 1999/2000*. (Bochumer Studien zur Philosophie; 35). Amsterdam/Philadelphia 2002.
- Parsons, Talcott: *The Structure of Social Action*. 2 Bde., New York 1937.
- Pleger, Wolfgang H.: *Sokrates. Der Beginn des philosophischen Dialogs*. Reinbek 1998.
- Poser, Hans: »Modelle, Simulationen, Weltbilder. Der Aufbruch in die Komplexität.« In: (Hg.) Dirks, Ulrich – Knobloch, Eberhard: *Modelle*. Berlin 2008, S. 173-186.
- Schürmann, Hans Werner: *Theoriebildung und Modellierung*. Wiesbaden 1977.

Stachowiak, Herbert: *Allgemeine Modelltheorie*. Wien 1973.

Stoff, Viktor A.: *Modellierung und Philosophie*. Berlin 1969.

Udehn, Lars: *Methodological Individualism*. London 2001.

– , »The Changing Face of Methodological Individualism.« In: *Annual Review of Sociology* 28 (2002), 479-507.

Vlastos, Gregory: *Socrates. Ironist and Moral Philosopher*. Cambridge/New York u. a. 1991.